

## KAPITEL 70

Am nächsten Tag blieb er dem Turnier fern. Sein Trainer wollte es so. Er müsse Kraft tanken, sagte er. Sein Drittrundenmatch sollte ohnehin erst am Tag darauf, dem Samstag, stattfinden, und Trainingsmöglichkeiten gab es auch woanders. Sie schlugen zusammen ein paar Bälle auf der Anlage der Qualifikationsspiele. Bevor er abends ins Bett ging, sah er im Fernsehen, wie sein hoch gewetteter Landsmann bis zum Anbruch der totalen Finsternis sich einen heißen Kampf mit einem Kroaten lieferte. Sein Trainer schätzte es nicht, dass er sich das Match anschaute, obwohl es ihn aus gegebenem Anlass selbst interessierte. Er kannte den Gegner persönlich aus seiner eigenen Laufbahn. Aber er wollte nicht, dass er sich mit anderen Spielern beschäftigte, erst recht nicht solchen, auf die er sehr wahrscheinlich nicht treffen würde. Die Auseinandersetzung mit nicht mittelbaren Kontrahenten war Aufgabe als Coachs. Er hatte sich darauf zu konzentrieren, seine Spiele zu gewinnen und die Vorgaben umzusetzen, die ihm sein Trainer ans Herz legte. Er kannte diese Leier zur Genüge. Doch dieses Match war zu spannend, um es nicht zu verfolgen. Beim Stand von 6:6 im fünften Satz wurde es abgebrochen. Einen Tie-Break gab es bei Turnieren wie diesem im entscheidenden Durchgang nicht. Es wurde so lange gespielt, bis jemand zwei Spiele Vorsprung hatte, theoretisch also ewig. Er fragte sich, wie es die beiden schafften, vier Stunden auf diesem Niveau durchzuhalten. War es die Fokussierung, die jeglichen Schmerz und jegliche Müdigkeit in die Verdrängung verwies? Er hatte Zweifel, dass er zu so einer Leistung fähig wäre.

Vom Ende des Matches am Tag darauf mit einem Sieg seines Landsmanns erfuhr er erst am Abend, nach seiner Partie gegen einen Schweizer. Glücklicherweise war es nicht die Nummer eins des Landes, sondern die Nummer zwei, ein 24-Jähriger. Sie spielten auf Court 4, was ihn freute, weil er sich langsam aber sicher in Richtung der großen Arenen bewegte. Der Platz wirkte schon wie ein kleines Stadion mit seinen gut besetzten Zuschauertribünen. Ob diejenigen, die dort saßen, sich für ihn interessierten, weil sie mitbekommen hatten, wie er die Szene aufmischte, oder weil entweder er oder sein Kontrahent der nächste Gegner ihres schottischen Lieblings sein würde, blieb ihm verborgen. Es war auch egal. Er genoss die Atmosphäre in der Nachmittagssonne und beschloss, dem Publikum etwas zu bieten – immer im Rahmen der von seinem Coach strikt auferlegten Effektivität.

Das Match wurde zur schweißtreibenden Angelegenheit. Das lag nicht nur an den sommerlichen Temperaturen, vor der er lediglich in den Pausen etwas geschützt

war, weil einer der Balljungen flugs zu seinem persönlichen Sonnenschirmhalter wurde. Es war anstrengend, weil ihm der Schweizer einiges abverlangte. Der kleine Giftzwerg – das meinte er als Kompliment – haute ihm seine ersten Aufschläge nur so um die Ohren. Die Statistiken sprachen hinter von 188 Stundenkilometern im Schnitt. Da konnte er auf Dauer nicht mithalten. Kam sein Service zu Beginn sogar noch schneller als der des Schweizers, wurde er mit zunehmender Spieldauer langsamer. Das Erstaunliche war, dass es sich mit der Effektivität entgegengesetzt verhielt. Im ersten Satz, den er mit 2:6 verlor, half ihm auch sein schnellster Aufschlag nichts. Doch kaum war die Geschwindigkeit verschwunden, fand er die Sicherheit, die er vermisst hatte. Im zweiten Durchgang attackierte er häufig die flache Rückhand seines Gegners, dessen Grundlinienstrategie immer weniger aufging. Er gewann den zweiten und den dritten Satz, weil er am Netz stark war. Je länger die Partie dauerte, desto größer war seine Wirkung auf die Zuschauer, die er mit emotionalen Ausbrüchen aufheizte. Es war untypisch für ihn, dass er sich lautstark selbst motivierte und das Publikum in den Sog mit hineinzog. Aber es sprudelte einfach aus ihm heraus. Er konnte nichts dafür. Als sein Gegner nach zweieinhalb Stunden einen Return ins Netz haute, hatte er den ersten Matchball genutzt und stand im Achtelfinale. Er hatte die Spreu vom Weizen getrennt.

Es war nur verständlich, dass er vom kleinen Nebenraum für Pressekonferenzen in den Hauptraum aufgestiegen war und sich dieser Raum auch noch erstaunlich schnell füllte. Er saß auf dem Stuhl ganz vorne und die Müdigkeit, die ihn bei der letzten PK so träge hatte wirken lassen, traute sich nicht an die Oberfläche. Er schwamm auf der Welle der Euphorie, sprudelte wie eine Quelle unendlicher Informationen. Er scherzte mit den männlichen und schäkerte mit den weiblichen Reportern. Die waren dankbar für seine Auskunftsfreude. Diejenigen, die ihn bereits kannten, wunderten sich, wie offen er war. Sein persönlicher Medienzentrumsführer von vor einer Woche saß links außen in der dritten Reihe und zwinkerte ihm zu. Ein einheimischer Journalist, der mit seiner korpulenten Statur, seiner Nickelbrille und seiner Frackweste eher in ein Opernhaus als in diesen Raum gepasst hätte, fragte ihn, wo das alles mit ihm enden solle. Er hatte den Kerl beobachtet, der sich an seiner Ernsthaftigkeit festklammerte. Er antwortete mit der Gegenfrage, warum es denn überhaupt vorzeitig enden müsse. Das hielten einige für einen Scherz, weswegen ein Reporter, der dem Anschein nach aus dem Land seines Gegners kam, nachhakte. Was sei nun ernsthaft sein Ziel? Er habe das eben völlig ernsthaft gemeint,

erwiderte er. Einige der Menschen im Raum lachten weiter, andere notierten eifrig das eben Geschehene auf ihrem Notizblock. Was würden sie jetzt wohl über ihn schreiben?

Als die Pressekonferenz ihren Höhepunkt überschritten hatte, fragte er sich ob es eine gute Idee gewesen war, das kundzutun, was er eben kundgetan hatte. Wäre Understatement nicht die sicherere Variante gewesen? Hätte er das Spiel des vergötterten Einheimischen loben sollen, auf den er als nächstes traf, um bei dessen Fans nicht als ungehobelter Typ aus dem Land, das sie ohnehin nicht mochten, zu gelten? Andererseits: irgendwann musste er ja mit der Wahrheit herausrücken.